

1. Einleitung

Die Schweiz ist aus sprachlicher Perspektive ein äusserst heterogenes Land, in dem neben den vier offiziellen Landessprachen und den Migrationssprachen eine Vielfalt an höchst differenzierten Dialekten und Idiomen die mündliche Kommunikation prägen. Die historischen Prozesse, die zur Entwicklung und Anerkennung der vier Amtssprachen Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch geführt haben, zeugen davon, dass die sprachliche Diversität der Schweiz seit jeher Anlass gesellschaftlicher Diskurse ist. Die Komplexität der schweizerischen Vielsprachigkeit verdeutlicht sich erst dann richtig, wenn verständlich wird, dass beispielsweise ein Deutschschweizer *Baslerdeutsch* spricht, eine Unterwalliserin in *Français régional* kommuniziert, eine Frau aus der italienischen Schweiz *Bergeller Dialekt* als ihre Alltagssprache bezeichnet und für jemanden aus dem rätoromanischen Sprachgebiet das Unterengadiner Idiom *Vallader* Hauptsprache ist. Insofern stellen für einen beachtlichen Teil der in der Schweiz lebenden Menschen die vier Landessprachen lediglich eine Schrift- und Bildungssprache dar und können nicht in erster Linie als ihre Familiensprache bzw. ihre alltägliche Kommunikationssprache bezeichnet werden. Das soziolinguistische Profil der Schweiz präsentiert sich mit diesen verschiedenen Varietäten und Diglossien¹ insofern bereits bezüglich der autochthonen Sprachlandschaft komplexer als angenommen. Darin sind die allochthonen Sprachen der Schweiz aber noch nicht berücksichtigt. Damit eine umfassende Vorstellung der Schweizer Mehrsprachigkeit möglich wird, müssen die nicht angestammten Sprachen, welche durch Migrationsprozesse Einzug gehalten haben, zwangsläufig mitgedacht werden. Denn Menschen in der Schweiz wachsen in mehrsprachigen Lebenswelten auf und entwickeln multiple individuelle Sprachrepertoires entlang von Migrationserfahrungen, Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten sowie identitären Verhandlungen.

Auch die sprachliche Vielfalt des Kantons Graubünden geht weit über seine angestammte Dreisprachigkeit mit Italienisch, Rätoromanisch und Deutsch hinaus. Neben

1 Mit Diglossie ist die Verwendung zweier unterschiedlicher Varietäten derselben Sprache gemeint, welche sich in einer ergänzenden, funktionellen Verteilung, nämlich dem Dialekt (Umgangssprache) und der Standardsprache, äussert (vgl. Khan 2018, S. 95), beispielsweise Schweizerdeutsch und Standarddeutsch.

migrationsbedingten allochthonen Sprachen sind auch die in allen drei Kantonssprachen verbreiteten Dialekte in Betracht zu ziehen, um ein wirklichkeitsnahes Bild der sprachlichen Repertoires von Menschen in Graubünden nachzeichnen zu können. Gerade Italienischbündner*innen, die lange Zeit die kleinste Sprachgruppe Graubündens darstellten², sehen sich aufgrund eingeschränkter Ausbildungsmöglichkeiten in den Randregionen bereits früh in ihrer Biografie mit einem Sprachraumwechsel in die deutschsprachigen Zentren konfrontiert. Der deutschen Sprache kommt in ihren Lebensverläufen dadurch eine zwangsläufige Vormachtstellung zu, welche mit den bereits mehrsprachigen Repertoires der Informant*innen zusammengedacht auf unterschiedliche Weise erlebt wird.

In sprachpolitischen Debatten wird oft der Begriff der Minderheit bemüht, um etwa jenen Teil der Bündner Bevölkerung zu bezeichnen, der italienisch- oder romanischsprachig ist. Als Mehrheitsgesellschaft wird hingegen die deutschsprachige Bevölkerung im Kanton konstruiert, was insofern mit einer inhaltlichen Unschärfe einhergeht, als wir für die meisten Menschen in Graubünden – zumindest auf rezeptiver Ebene – von einer Zwei- oder Mehrsprachigkeit ausgehen können. Im Kanton Graubünden sind Deutsch, Italienisch und Romanisch seit 1880 als Landessprachen auf Verfassungsstufe verankert (KV 1880, Art. 50). Erst seit der 2004 in Kraft getretenen neuen Kantonsverfassung sind die drei Sprachen als »die gleichwertigen Landes- und Amtssprachen des Kantons« anerkannt (KV 2021, BR 100.100, Art. 3). Die faktische Gleichwertigkeit der drei Sprachen auf gesellschaftlicher Ebene ist aber bis heute nicht erreicht. Insofern erscheinen sprachpolitische Verhandlungen entlang der trivialen Frage von Mehrheiten und Minderheiten gerade deshalb problematisch, weil sie in den Hintergrund treten lassen, dass sich sprachlich bedingte Ungleichheiten vor dem Hintergrund von Macht- und Herrschaftsverhältnissen entfalten, die gerade durch ungeschriebene Gesetze, (bildungs-)institutionelle Normen und kantonale Verwaltungspraxen produziert und aufrechterhalten werden. Der Mehrsprachigkeitskontext Graubündens stellt daher auf der einen Seite weitreichende soziokulturelle und wirtschaftliche Chancen und Ressourcen für den Kanton dar. Vor dem Hintergrund einer auch von Migration geprägten Mehrsprachigkeit ist der Umgang mit Sprache(n) und Sprechen in Graubünden aber kontinuierlich auch als Risiko, z.B. bezüglich erschwelter (Aus-)Bildungslaufbahnen und ungleicher Bildungs- und Berufschancen, zu diskutieren.

Achtzehn mehrsprachige junge Erwachsene aus Italienischbünden³, die sich am Ende ihrer obligatorischen Ausbildungszeit befinden – also gerade ins Berufsleben oder in

-
- 2 Die Strukturerhebungen (SE) des Bundesamts für Statistik (BFS) von 2010 bis 2020 zeigen, dass der Anteil der Wohnbevölkerung, der Rätoromanisch als Hauptsprache angibt, über das gesamte Jahrzehnt hinweg immer grösser war als jener der Wohnbevölkerung mit Italienisch als Hauptsprache. Im Jahr 2020 gab es diesbezüglich aber fast einen Ausgleich, sodass heute eher von zwei ähnlich grossen Sprachgruppen auszugehen ist (vgl. BFS 2022a).
 - 3 Alle Informant*innen, die an der Studie teilgenommen haben, sind zur Zeit der Erhebung zwischen 19 und 22 Jahre alt und in gemischtsprachigen Familien aufgewachsen. Das heisst, dass neben Italienisch mindestens eine andere Sprache bereits in ihrer Kindheit präsent ist. Die Studie stellt sehr unterschiedliche sprachliche Repertoires vor und berücksichtigt Sprachkombinationen mit anderen Kantons- oder Landessprachen, aber auch solche mit nicht angestammten Migrationssprachen.

die Universität eingetreten sind –, erzählen in dieser Studie in sprachbiografischen Interviews, wie sie im Laufe ihrer Biografie mit ihrer bzw. ihren Sprachen zurechtgekommen sind, welche (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen sie gemacht haben und an welchen Stellen ihr sprachliches Repertoire ihnen einerseits Möglichkeiten eröffnet hat bzw. in welchen Lebenssituationen Erfahrungen mit Sprache für sie eingrenzend, ausschliessend oder sonst auf eine Art bezeichnend waren. Die Falldarstellungen zeigen auf, welche Erfahrungen Subjekte, die in Migrationsgesellschaften sozial und *natio-ethno-kulturell* (Mecheril 2003) unterschiedlich positioniert sind, mit Sprache(n) und sprachlicher Heterogenität machen. Sie verdeutlichen, wie sie sich ihre Wege durch (Aus-)Bildungsinstitutionen bahnen, und geben Einsicht in die Handlungsspielräume, die ihnen dabei offenstehen bzw. verschlossen bleiben.

Im Unterschied zu bereits vorliegenden soziolinguistischen Arbeiten im Kontext von Italienischbünden soll in dieser Dissertation sowohl die autochthone als auch die migrationsbedingte Mehrsprachigkeit in die macht- und dominanzkritischen Auseinandersetzungen miteinbezogen werden. Diese Arbeit verpflichtet sich ausserdem einer zusammenführenden Betrachtung zwischen Sprache(n), Macht und Bildung und versucht damit, soziolinguistische und erziehungswissenschaftliche Perspektiven auf Sprache(n) als Differenzmerkmal zu vereinen.

1.1 Forschungsfragen und Erkenntnisinteresse

Menschen sind soziale Wesen, die lediglich im Rahmen ihrer gegebenen Kontexte agieren können. Jede ihrer Handlungen ist durch das eigene Denken und Fühlen bestimmt und geschieht vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Eingebundenheit. Während unserer Lebensverläufe sind wir stets auf der Suche nach Zugehörigkeit, nach Orten, Menschen, Lebewesen und materiellen Dingen, mit denen wir uns verbunden fühlen, über die wir soziale Anerkennung finden und mit denen wir als Mitglieder dieser Gesellschaft auf für uns befriedigende Weise teilhaben können. Dabei legen aber nicht nur wir selbst die Handlungsspielräume in unseren Lebenskontexten fest, wir sind ebenso abhängig davon, wie wir als Individuen von anderen wahrgenommen werden. Mit anderen Worten: Wir konstruieren unser Selbst in der kontextualisierten Interaktion mit unseren Mitmenschen und unterliegen dabei, neben unserer eigenen Wahrnehmung, auch Zuschreibungsprozessen durch andere.

Gerade mit und durch Sprache positionieren wir uns gegenüber gesellschaftlichen Strukturen und entwerfen über Selbst- und Fremdwahrnehmungen sowie konkrete Lebenserfahrungen unser Selbstbild. Während wir mit unseren Mitmenschen in Kontakt treten, nehmen wir fortwährend gegenseitige subtile Abgleiche vor und formen und justieren damit die Wahrnehmung über uns selbst sowie über unser Gegenüber. Wie und wann wir sprechen, wann und warum wir schweigen, hin- oder weghören oder wie wir mit unseren Körpern an der Interaktion teilnehmen, bestimmt darüber mit, wie wir unsere Identitäten konstruieren. Man könnte auch von situativen und sozialen Verortungsmechanismen sprechen, die wir bewusst oder unbewusst vornehmen. Es sind gerade die im Alltag geschehenden, (un)sichtbaren Unterscheidungsprozesse zwischen Menschen bzw. dieses Herstellen sozialer Unterscheidungskategorien entlang von Ethnizität, Kör-

per, Geschlecht, Sprache, sexueller Orientierung etc., die für Menschen eine besondere Bedeutung entfalten und mit einer hierarchisierenden Wirkung einhergehen (vgl. Emmerich & Hormel 2013, S. 25). Wir stellen soziale Unterschiede diskursiv her, und innerhalb sprachlicher Hervorbringungen von Differenz legen wir auch unsere eigene soziale Position fest bzw. werden wir durch unser Gegenüber sozial positioniert. So ist es doch gerade die Sprache, also wie wir Geschehnisse, Themen und die Gegenständlichkeit benennen und erzählen, mit der wir unsere Wirklichkeit erschaffen sowie unsere Wahrnehmungen und Handlungen rahmen. Sprache stellt dabei für niemanden eine neutrale Kategorie dar. Wenn wir besser verstehen wollen, in welcher Art und Weise wir differenzmarkierende Kategorien herstellen und mit welcher sozialen Bedeutung wir sie im jeweiligen Kontext versehen, müssen wir gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen, Stereotype und Selbstverständlichkeiten entlarven und darauf achten, in welchen Situationen wir diese in unserem alltäglichen Handeln aktivieren. Denn damit definieren wir das Normale, das Mächtigere und letztendlich auch uns selbst (vgl. Riegel 2016, S. 52).

Diese Arbeit geht der Frage nach, wie junge Erwachsene aus Italienischbünden ihre Mehrsprachigkeit erleben und wie sie diese in Bezug auf sprachliche (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen reflektieren und verhandeln. Inwiefern erfahren sie sprachliche Heterogenität und wie sprechen sie über Hierarchisierung von Sprache(n) im Kontext ihrer Sprachbiografien? Neben Sprachaneignungserfahrungen sind Inklusions- und Exklusionserfahrungen sowie Selbst- und Fremdpositionierungen von Bedeutung, die mit der sprachlichen Diversität der jungen Erwachsenen bzw. mit ihrer Positionierung einerseits als Sprecher*innen der kantonalen Minderheitensprache Italienisch, andererseits auch als Sprecher*innen einer weiteren autochthonen oder nicht autochthonen Familiensprache in Verbindung stehen. Von besonderem Interesse sind in dieser Studie diskursive Konstruktionen des sprachlich-kulturellen Unterschiedlich-Seins aufgrund des Erlebens vorherrschender Differenzordnungen und identitärer Grenzziehungen zwischen Sprecherinnen und Sprechern.

1.2 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in zehn aufeinander aufbauende Kapitel, deren Inhalt nachfolgend beschrieben wird. Im ersten theoretischen Teil der Arbeit werden zunächst relevante forschungstheoretische Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit Sprache(n) und Sprechen in einem poststrukturalistischen Kontext geklärt. Zudem wird in das diese Arbeit untermauernde Subjektverständnis eingeführt und das Forschungsinteresse bezüglich *Spracherleben* ausdifferenziert (vgl. Kap. 2). Anschliessend wird auf der Grundlage von drei zentralen, oft rezipierten Bezugstheorien von Michel Foucault, Judith Butler und Pierre Bourdieu die machtheoretische Argumentation dieser Arbeit eröffnet. Darin eingebettet werden – unter Einnahme einer differenzkritischen, anerkennungs- und diskriminierungstheoretischen Perspektive – Zugänge identitärer Selbstverortung, Zugehörigkeit und Handlungsfähigkeit im Zusammenhang mit Sprache(n) und Sprechen verhandelt und damit das theoretische Fundament für die Analyse der empirischen Daten gelegt (vgl. Kap. 3). Im vierten Kapitel wird der theoretisch-methodologische Rahmen dieser Arbeit besprochen. Dabei wird insbesondere auf die für diese

Arbeit relevanten subjekt- und biografiethoretischen Bezüge eingegangen, die mit einem intersektionalen Forschungsblick zusammengedacht werden. Der empirische Teil dieser Arbeit wird mit dem fünften und sechsten Kapitel eingeleitet, welche den rechtlichen, politischen und sozialen Untersuchungskontext der mehrsprachigen Schweiz (vgl. Kap. 5) und insbesondere des schweizerischen Kantons Graubünden (vgl. Kap. 6) mit seinen vier italienischsprachigen Talschaften konkretisieren und auf die darin immanenten machtvollen Mehr- und Minderheitsverhältnisse eingehen. Darauf folgend wird das eigentliche forschungspraktische Vorgehen beschrieben, aus dem sich das empirische sprachbiografische Datenmaterial und dessen Interpretation ergeben hat (vgl. Kap. 7). Das Kapitel 8 stellt das empirische Herzstück dieser Arbeit dar, in dem neun Menschen aus Italienischbünden vorgestellt werden, die ihre Sprache(n) auf unterschiedliche Weise innerhalb und ausserhalb des mehrsprachigen Kontextes Graubündens erlebt haben und an verschiedenen Stellen ihrer Sprachbiografie ihre (Nicht-)Zugehörigkeitserfahrungen und die Herstellung ihrer Handlungsfähigkeit artikulieren. Das Kapitel 9 bezieht sich – über die neun Falldarstellungen hinausgehend – auf alle 18 erhobenen Sprachbiografien und eröffnet eine fallübergreifende Diskussion der Studienergebnisse. Zudem werden die gewonnenen Einsichten aus dem sprachbiografischen Datenmaterial auch in einen weitläufigeren (Aus-)Bildungszusammenhang gestellt und mögliche nationale und kantonale sprach- und bildungspolitische Erfordernisse diskutiert. Den Abschluss dieser Arbeit bildet eine Theorie und Empirie verbindende Auseinandersetzung mit den Ergebnissen, die auf die abschliessende Beantwortung der gestellten Forschungsfragen abzielt und weitere Fragenkomplexe eröffnet (vgl. Kap. 10).

